

Im Gespräch

Leben ist Begegnung

Ein Gespräch zwischen Joseph Duss-von Werdt und Wolf Ritscher

Lieber Sepp, das Interesse des KONTEXT ist es, seinen Lesern und Leserinnen die Pioniere und Pionierinnen der Familien- und Systemtherapie nahe zu bringen. Und dazu gehörst du zweifelsohne. Meine erste Frage bezieht sich darauf: Wie bist du eigentlich zur Familientherapie gekommen? Welche Begegnungen, Ideen, zeitgeschichtlichen Ereignisse haben dich auf diesen Weg gebracht?

Das ist eine wurzelreiche Geschichte. 1959, mit 27 Jahren, kam ich nach dem Studium der Philosophie im belgischen Leuven (frz. Louvain) und der Theologie in München in die Schweiz zurück. In der Philosophie haben mich besonders die Sichtweisen der Erkenntnis, die Epistemologien einzelner Wissenschaften und der Beziehungen interessiert. Leuven war für beides ein Glückfall: Das philosophische Institut beherbergte das Husserl-Archiv im Original. Mein Doktorvater Herman van Breda¹ »schmuggelte« im Todesjahr Husserls, 1938, seinen handschriftlichen Nachlass und die private Bibliothek mit Hilfe der Witwe, der belgischen Regierung und ihrer Diplomaten in Berlin sowie von Privatpersonen vor dem Zugriff der Nationalsozialisten nach Leuven. Als einer der damals wenigen Studenten, der Deutsch konnte, durfte ich im Archiv arbeiten.

Besonders prägend waren für mich die Korrespondenz Husserls² unter anderem mit Martin Heidegger und Alexander Pfänder sowie sein posthumes Werk »Die Krisis der europäischen Wissenschaften und die transzendente Phänomenologie«³. Zwei Sätze aus seinen Briefen wurde für mich Leitthemen: »Ich bin ein ewiger Anfänger« und »Der Traum von der voraussetzungslosen Wissenschaft ist

1 Herman van Breda (1911–1974), Franziskanermönch, Professor am philosophischen Institut der Universität in Leuven, wo er 1941 selber über Husserl promovierte. 1938 weilte er zur Vorbereitung seiner Dissertation in Freiburg im Breisgau.

2 Edmund Husserl (1859–1938), der Begründer der philosophischen Phänomenologie, Professor für Philosophie in Freiburg und Lehrer von Martin Heidegger, der diese Beziehung aber nach seiner Hinwendung zum Nationalsozialismus (er wurde 1934 Rektor der Universität Freiburg) verleugnete, da Husserl im Sinne der Nationalsozialisten Jude war.

3 1954 herausgegeben von Walter Biemel, Den Haag (Martinus Nijhoff).

ausgeträumt.« Zum Thema Beziehungen besuchte ich die nur auf flämisch gehaltenen Vorlesungen von Alfons de Waelens über Beziehungen und Sexualität. Mein Nebenfach war Psychologie mit einem eher lexikalischem als curricularem Programm: amerikanischer Behaviorismus, experimentelle Psychologie der »Gestaltwahrnehmung« und Kausalität und die französische Rezeption der Psychoanalyse.

Wann ist das gewesen?

1952 bis 1955. Anschließend ging ich bis 1959 nach München. Diese Ortswahl drängte sich auf, weil ich meine philosophische Dissertation über die »Phänomenologie Alexander Pfänders«⁴ fertig schreiben wollte und sein Nachlass in der Bayrischen Staatsbibliothek gehortet wurde. Pfänder gab bis zu ihren Unstimmigkeiten unter anderem wegen Heidegger mit Husserl zusammen das »Jahrbuch für Philosophie und phänomenologische Forschung«⁵ heraus.

In München schrieb ich mich in der katholischen Theologie ein, welche ich bereits zwei Semester nach dem Abitur, also 1951, in Luzern begonnen hatte. Inzwischen war mein Interesse daran ein philosophisch-erkenntnistheoretisches geworden. Der heutige Papst war Kommilitone. Mein Doktorvater Gottlieb Söhngen⁶ betreute zur gleichen Zeit die Habilitation von Joseph Ratzinger. Söhngen war ein kritischer und unabhängiger Geist, ein Querdenker im Unterschied zu anderen, die ich als wenig originelle und angepasste Längsdenker erlebte.⁷ Mit meinen eigenen philosophischen Grenzfragen zwischen Philosophie und Theologie war ich bei ihm am richtigen Ort. Als Lehrer war er sehr streng. Erst die dritte Fassung meiner Doktorarbeit bekam sein Plazet. Unter uns Studenten zirkulierte in Anspielung auf seinen Vornamen und das Bibelwort⁸: »Wen Gott lieb hat, den züchtigt er« der Satz: »Wen Gottlieb hat, den züchtigt er.« Das hat mein Denken redlicher gemacht.

Wie hieß der Titel deiner theologischen Dissertation?

Phänomenologische Grundlegung der theologischen Hermeneutik und Topik.⁹

4 Alexander Pfänder (1870–1941), Professor für Philosophie an der Universität München.

5 Erschienen von 1913 bis 1930.

6 Professor Gottlieb Söhngen (1892–1971), Professor für Theologie an der Universität München.

7 Joseph Ratzinger sagte 1971 bei der Beerdigung von Söhngen: »[Er] war ein radikal und kritisch Fragender. Auch heute kann man nicht radikaler fragen, als er es getan hat.«

8 Hebräerbrief 12.6.

9 1969 veröffentlicht unter dem Titel »Theologie aus Glaubenserfahrung. Eine Skizze zur Rundlegung der theologischen Hermeneutik und Topik«. Zürich: Benziger.

Wie ging es nach den Studien dann weiter?

In der Schweiz zurück, habe ich kurz nach Antritt meiner ersten Arbeitsstelle in Zürich die Schweizerin Marie Lou von Werdt geheiratet, die ich in München getroffen hatte, als sie dort an der Kunstakademie Malerei studierte. Zunächst arbeitete ich in der Erwachsenenbildung, eine Zeitlang auch in der theologischen. Dann begann eine Reihe von glücklichen Zufällen. Meine theologische Zeit ging zu Ende.

Ich begegnete in Basel dem Psychiater und Eheberater, Theodor Bovet. Er lud mich ein, an der von ihm gegründeten Zeitschrift »Ehe. Zentralblatt für Ehe- und Familienkunde« mitzuarbeiten, welche bei Katzmann in Tübingen erschien. Ich schrieb zuerst ein paar Rezensionen, dann Artikel über und zum Teil auch gegen dies und das, was mit Paar und Familie zusammenhing. Nach einiger Zeit übergab mir Bovet die Schriftleitung.

Bovet war aktiver evangelischer Christ und vertrat ein Konzept von Ehe, das für mich etwas zu Mythologisches hatte: »Ehe als Person.« Es hat mich aber angeregt, weiter an der Beziehungsphilosophie zu arbeiten. Nach seiner Pensionierung kam Bovet nach Zürich mit der Idee, dass an der Universität ein neues Fach und dazu ein Institut entstehen sollten, welches sich mit Ehe und Familie beschäftigt. Die neue Wissenschaft sollte »Gamologie« heißen – von griechisch »gamos«, die Ehe. Der Kontakt mit der Universität und der Medizinischen Fakultät sowie der kantonalen Behörde stieß aber auf kein günstiges Echo. Bovet ging es um einen transdisziplinären Ansatz unter Einbezug aller Gebiete, für welche Ehe und Familie ein Thema waren. Universitätsstrukturen dafür gab es keine.

Also in einer Zeit, in der es schon erste Anzeichen einer Kulturkritik an der klassisch-bürgerlichen Familie gab?

Ja, und mitten in dieser Zeit kam es 1967 zur Gründung des »Instituts für Ehe- und Familienwissenschaft« mit der Rechtsform eines eingetragenen Vereins. Dieser bekam mit der Zeit von Stadt und Kanton Zürich, später auch von den evangelischen und katholischen Landeskirchen namhafte Subventionen. Zusammen mit den eigenen Einnahmen hatten wir in relativ kurzer Zeit einen guten Etat von etwa einer Million Franken jährlich, weswegen wir das Institut auch relativ rasch ausbauen konnten.

Habt ihr dann als Gegenleistung für die Subventionen Vorlesungen an der Universität gehalten oder Beratungen für Mitarbeiterinnen der Stadt Zürich gemacht?

Nein, wir mussten keine Gegenleistung erbringen.

Ja, das waren noch Zeiten ...

Im Gegenteil, unsere Leistungen wurden zusätzlich bezahlt, mit Ausnahme eines Lehrauftrages für die ärztliche Weiterbildung an der Medizinischen Fakultät, welchen zuerst Bovet und dann ich innehatten. Offen für alle Fakultäten hatten wir volle Lehrfreiheit. Während der Studentenunruhen 1968 zum Beispiel füllte ich große Hörsäle mit Themen wie Kritik an der bürgerlichen Ehe und Familie seit den 1930er Jahren, Kommunen in der frühindustriellen Zeit, die unter Druck geratenen bzw. abwesenden Väter. Die Lehrveranstaltung »Alternativen des Zusammenlebens« trug mir bei einem Parlamentsmitglied des Bundes, der sich als privater Staatsschützer ein Archiv verdächtiger Bürger anlegte, einen staatsgefährdenden Eintrag ein. Davon erhielt ich Kenntnis durch eine Gruppe, welche in das Archiv eingebrochen war und meinen Zettel mitnahm.

Entsprechend den Institutszielen »Forschung, Ausbildung und Praxis« begann die angesichts der demographischen Entwicklung schon längst fällige Beschäftigung mit der Scheidung, was schließlich auch die Schweizer Regierung im Zusammenhang mit der schleppend einsetzenden Revision des Scheidungsrechts von 1904 (!) interessierte. Wir erhielten von ihr einen Forschungsauftrag für fast drei Jahre und haben 16 Projekte durchgeführt, aus denen ein dickes Buch entstand.¹⁰

Ich kehre nochmals zum Punkt Null der Institutsgründung zurück. Es gab für das Unternehmen noch kein klares Konzept. Als Grundstock erwarben wir eine umfangreiche Fachbibliothek, welche ein Freund hinterlassen hatte. Aber sonst waren da nur ein paar Ideen zu den drei Schwerpunkten Ausbildung, Forschung, Praxis, ein Leiter mit einer Sekretärin und ein Startgeld von der Migros. Das war aber ausreichend, um ganz von unten anzufangen, bald sogar mit einem ersten internationalen Kongresschen mit circa 40 Eingeladenen und von Migros bezahlten Teilnehmern. Interne Vorarbeiten und Besuche von Ausbildungen zur Eheberatung in London und Paris bei Jean Lemaire, dem damals bekanntesten Paartherapeuten in Frankreich¹¹, führten dann zu einem ersten curricularen Konzept für eine eigene Ausbildung in Paar- und Familientherapie. Das Wort Egetherapie wurde bewusst nicht verwendet. Als gesellschaftliche und rechtliche Institution kann die Ehe nicht therapiert, sondern nur gesetzlich revidiert oder im Grenzfall abgeschafft werden. Nicht alle Paare, welche zusammenleben, machen von ihr Gebrauch, aber sie können in Therapie gehen, wenn sie es für sinnvoll erachten. Unverheiratete, lesbische und homosexuelle Paare kamen vielleicht gerade deshalb regelmäßig ins Haus.

10 Duss-von Werdt, J., Fuchs, A. (Hrsg.) (1980). Scheidung in der Schweiz. Eine wissenschaftliche Dokumentation. Bern u. Stuttgart: Haupt.

11 Lemaire, J. (1982). Leben als Paar. Strukturen, Krisen, therapeutische Hilfe. Olten: Walter.

War das die erste Ausbildung im deutschsprachigen Raum insgesamt oder nur in der Schweiz?

Meines Wissens waren wir im deutschsprachigen Raum 1972 ganz knapp die Ersten, die kurz vor Maria Bosch in Weinheim eine Ausbildung anboten. Ihre Gründer und ersten Mitarbeiter waren Jürg Willi von der psychiatrischen Station der Universitätsklinik, Dieter Hanhardt, der Rektor der Schule für Soziale Arbeit, Zürich, und Armin Beeli, Therapeut in Luzern und in der Leitung des Szondi-Instituts in Zürich.

Und Rosmarie Welter-Enderlin?

Sie war damals noch in den USA und kam ungefähr zwei Jahre später dazu. Vor ihr konnten wir eine andere Sozialarbeiterin, Marie-Luise Matter, für die Mitarbeit gewinnen. Sie hatte sich bei Epstein in Kanada ausgebildet und trug nun wesentlich am konkreten Aufbau der Ausbildung bei. Das Konzept war eklektisch, noch nicht ausgerichtet auf eine eigene Profession, sondern eher als Fortbildung für Angehörige bestehender Berufe gedacht. Eine neue Profession der Ehe- und Familientherapie war dennoch ein eher nebulöses Fernziel. Auch zu einem entschieden systemischen Ansatz hatten wir uns erst später dank Rosmarie – durchgerungen, ja das ist wohl das richtige Wort dafür.

Wann habt ihr Kontakt zu Horst-Eberhard Richter, Hans Strotzka und Raul Schindler bekommen, also mit der »Arbeitsgemeinschaft für Familienforschung und Familientherapie«¹², die 1972 als Vorläufer der »Deutschen Arbeitsgemeinschaft für Familientherapie« gegründet worden ist?

Zuerst kam ich auf Vorschlag von Helm Stierlin und anderen, später auch Rosmarie, als Mitglieder der international deutschsprachig zusammengesetzten Arbeitsgemeinschaft dazu. Ihr gehörte auch Luc Kaufmann aus Lausanne an. Er tat nie viel dafür, bekannt zu werden, wurde aber für mich – zusammen mit Helm Stierlin – wegen seiner beeindruckenden Art, mit Familien umzugehen, eine der prägenden Persönlichkeiten auf dem Gebiet, von dem ich selber 1972 ja noch so wenig Ahnung hatte. Luc gehörte anfänglich zu unseren regelmäßigen Gastdozenten.

12 Siehe Richter, H. E., Strotzka, H., Willi, J. (Hrsg.) (1976). Familie und seelische Krankheit. Reinbek: Rowohlt.

Luc Kaufmann hat, so glaube ich, mit Luc Ciompi, dem Begründer der »Affektlogik«¹³, an der Psychiatrie in Lausanne zusammengearbeitet.

Nicht am gleichen Ort. Kaufmann war an der psychiatrischen Universitätsklinik und hat dort 1978 ein eigenes Familieninstitut (CEF: »Centre d'Etude de la Famille«) gegründet. Ciompi war in der Sozialpsychiatrie tätig.

Von Luc Kaufmann ist meiner Erinnerung nach schon im zweiten Heft der Familiendynamik, also im Mai 1976, ein Artikel über die Langzeittherapie mit einer Familie mit mehreren schizophrenen Angehörigen erschienen¹⁴ – das fand ich damals phänomenal, wie man von der Psychoanalyse her kommend sich für das ganze Familiensystem öffnen konnte. Das war wirklich der Pioniergeist der damaligen Jahre.

Ja, deshalb wollten wir von ihm möglichst früh einen Beitrag in einem der ersten Hefte der jungen »Familiendynamik« haben. Er hatte auch eine Studienreise in den USA unternommen und ging von Pionier zu Pionier, die sich zum Teil gegenseitig nicht persönlich kannten, von ihm aber nun in Kontakt gebracht wurden.

Aber jetzt gehen wir doch erst einmal wieder zurück zum Anfang der siebziger Jahre. Wie ist es denn mit eurem Institut weitergegangen?

Der erste Lehrgang begann also 1972 und fand regen Zuspruch. Er war auf zwei Jahre ausgelegt. So ist es dann auch geblieben. 1969 hatten wir, wie ich schon andeutete, ein erstes internationales Symposium veranstaltet, zu dem uns die Migros alles zur Verfügung stellte: Hotels und Verpflegung, ein Haus mit Tagungsräumen im wunderschönen Park im Grünen über dem Zürichsee. Das war aber der einzige auch für die Teilnehmenden kostenlose Kongress, den wir je veranstalteten. Geladen waren vor allem Kolleginnen und Kollegen aus den deutschsprachigen Ländern und ein Italiener, dessen Namen mir entfiel, aus Mailand. Er hatte mit den später bekannten Italienern¹⁵ nichts zu tun. Und auch Jean Lemaire aus Paris war dabei. 1971 folgte ein zweites Symposium. Daraus ist der erste Band einer später wieder eingeschlafenen Schriftenreihe des Instituts mit dem »Die Zukunft der Monogamie«¹⁶ entstanden.

13 Ciompi, L. (1982). Affektlogik. Über die Struktur der Psyche und ihre Entwicklung. Ein Beitrag zur Schizophrenieforschung. Stuttgart: Klett-Cotta.

14 Kaufmann, L. (1976). Langzeit-Therapie mit einer psychotischen Familie. Ein kausistischer Beitrag. Familiendynamik, 1 (2), 176–134.

15 Mara Selvini Palazzoli, Luigi Boscolo, Gianfranco Cecchin, Giuliana Prata, Maurizio Andolfi.

16 Analysen und Entwürfe. Zürich, 1972 (Band 2 der Reihe des Institut für Ehe- und Familienwissenschaft).

Es folgten dann im Zweijahrestakt immer größere Symposien mit europäischer Ausstrahlung und Beiträgen der amerikanischen Pioniere, weitere Lehrgänge und Seminare mit interdisziplinärer Leitung, besonders für das Thema Scheidung. Die Schriftleitung der 1976 erstmals erschienenen »Familiendynamik« war ebenfalls im Institut untergebracht. Die Praxis weitete sich ständig auf hunderte von Sitzungen jährlich aus und wir beschäftigten zeitweise mehr als zwölf angestellte oder im Honorarverhältnis arbeitende Therapeutinnen und Therapeuten.

Wann hast du das Institut verlassen?

Nach zwanzig Jahren, 1987. Rosmarie hat darauf ihr Institut in Meilen gegründet. Ich werde jetzt nicht die von Anfang an nur mündlich und nie aktenkundig ungenau überlieferte Geschichte erzählen, wie das dazu kam. Gregory Bateson hätte vielleicht von einer systemischen Schismogenese gesprochen.

Das klingt nach Beziehungslinien; man weiß ja, dass auch die Systemiker nicht davor gefeit sind. Warum sollten sie auch?

Auch Arbeitsbeziehungen sind Beziehungen, und diese sind nicht unabhängig von kontextuellen Einflüssen.

Ist Jürg Willi am Institut geblieben?

Er war immer erfolgreich in der universitären Psychiatrie tätig geblieben und gründete dort auch ein eigenes Institut für die Ausbildung besonders von medizinischen Berufen. Bei uns war er von Anfang an freier Mitarbeiter und die ersten Jahre Mitglied des Leitungsteams. Unsere Kontakte gehen bis heute auf persönlicher Ebene weiter.

Nach meinem Weggang habe ich mich freiberuflich etabliert, besorgte an allen Universitäten der Schweiz außer in Basel kürzere oder längere Lehraufträge, bis ich schließlich zum Titularprofessor für systemische Familientherapie an der Universität Fribourg ernannt wurde und es bis 1997 blieb.

Da entstand wohl auch der Reader zur Familien- und Systemtherapie¹⁷; er ist eine wahre Fundgrube. Aus meiner Sicht war das damals eine der besten und informativsten Zusammenfassungen und Übersichten zur Familien- und Systemtherapie.

17 Duss-von Werdt, J. (1996). Familientherapie Systemtherapie. Eine Materialsammlung (9. Aufl.). Luzern.

Es war eigentlich das Skript für meine Studenten, welches ich laufend fortschrieb, indem ich immer wieder die Literatur auf den neuesten Stand brachte und weitere Kapitel hinzufügte.

Wann bist du mit Helm Stierlin zusammengetroffen?

Das war erstmals 1975 an einem unserer Symposien, kurz bevor er aus Amerika zurückkam. Nachdem er mit dem Klett-Verlag über das Projekt einer Zeitschrift verhandelt hatte, ging er auf Jürg Willi zu mit der Frage, ob er nicht nur im Editorial Board, sondern als sein Mitherausgeber mitmachen würde. Jürg Willi sagte ab, wies aber auf mich und darauf hin, dass ich schon Erfahrung mit einer Zeitschrift hätte, deren Redakteur ich sei. Es war die bereits genannte, von Theodor Bovet gegründete Zeitschrift »Ehe«, welche immer mühsamer gerade noch über die Runden kam, weshalb ich mich bereits entschlossen hatte, nicht mehr weiter dafür verantwortlich zu sein. So war ich denn auch empfänglich für die Anfrage von Helm Stierlin, welche er mir bei einem von Jürg Willi vermittelten Mittagessen im Restaurant Zoologischer Garten in Zürich unterbreitete. Beide überlegten wir nicht lange, sondern waren uns rasch einig und sind es zwanzig Jahre als Herausgeber und seither als Freunde geblieben.

Das war also sozusagen die Gründungsversammlung der »Familiendynamik«?

Ja. Und im Februar 1976 kam die erste Nummer heraus.

Die legendäre erste Nummer, damals war ich wie elektrisiert von diesem Aufbruch.

Vorher gab es noch eine für mich ebenfalls legendäre Nummer der »Ehe« über Familientherapie.¹⁸ Darin wurde erstmals auf Deutsch eine Arbeit von Mara Selvini veröffentlicht, »Die Familie des Anorektikers und die Familie des Schizophrenen. Eine transaktionale Untersuchung«. Das war ein revolutionärer Text. Er rettete die Zeitschrift »Ehe« zwar nicht, auch wenn in der gleichen Nummer Ivan Bosormenyi-Nagy, Helm Stierlin, Jay Haley und Rosmarie Welter-Enderlin vertreten waren.

Dafür wurde die »Familiendynamik« rasch zum Renner. Die Zeit dafür war offenbar genau richtig.

18 Doppelheft 3 und 4, 12. Jahrgang 1975.

Aus meiner Sicht war sie der einflussreichste Faktor im deutschsprachigen Raum für die Entwicklung der Familientherapie.

Ja, das würde ich im Nachhinein auch so sagen. Als ich mitten in der Entwicklung drin stand, merkte ich das gar nicht. Ich machte in meinem Leben vieles, dessen wie auch immer geartete Bedeutung mir erst im Nachhinein bewusst wurde.

Jenseits aller Kongresse, Institute und Arbeitskreise, die es gab, war für mich die Familiendynamik so etwas wie der zentrierende Fokus der Diskussion – jedenfalls in den ersten zehn Jahren der Familientherapie im deutschsprachigen Raum; und zwar über alle Schulen hinweg.

Ja, so war sie auch von uns geplant. Sie sollte möglichst offen sein und keine Monopole von irgendwelchen Schulen fördern wollen. Der Zusatz »systemorientiert« kam denn auch erst später dazu.

Sie hieß ja auch am Anfang »Familiendynamik. Interdisziplinäre Zeitschrift für Praxis und Forschung«.

Erst ab 1983, dem achten Jahrgang, lautete der Untertitel »Interdisziplinäre Zeitschrift für systemorientierte Praxis und Forschung«. Das hing auch mit der allgemeinen Entwicklung des Gebiets zusammen. Systemisches wurde sprachfähig.

... das war ein Themenheft zur »Familiensychosomatik«. Der Untertitel ist dann bis 2008, nach dem Herausgeberwechsel zu Arnold Retzer und Fritz Simon – der war ja 1996 – erhalten geblieben. Arnold Retzer hat ja dann den Jahrgang 2002 allein herausgegeben, 2003 kamen Ulrich Clement und Hans Rudi Fischer dazu. Ende 2005 ist Arnold Retzer ausgestiegen und die beiden anderen haben die Herausgeberschaft weitergeführt, bis Ulrich Clement 2008 das Herausgeberteam ebenfalls verließ und dafür Arist von Schlippe und Ulrike Borst dazugekommen sind. Die drei haben dann mit dem ersten Heft 2009 auch den Untertitel geändert; er heißt jetzt: »Systemische Praxis und Forschung«. Also ein langer Weg mit vielen Herausgeberwechseln. Helm Stierlin und du, ihr wart mit zwanzig Jahren am längsten dabei.

Ja, und heute ist das mit dem Untertitel »Systemische Praxis und Forschung« auch noch eindeutiger; wir wussten am Anfang noch gar nicht so recht, was systemisch heißen sollte, und die Schriftsetzer »korrigierten« das Wort während mehr als zwei Jahrgängen hartnäckig auf »systematisch« zurück.

Ich glaube, das ist auch heute manchmal noch so ...

... ja, die Begriffsbedeutungen haben sich immer wieder geändert. Wir wollten vor allem die Diskussion, weshalb wir auch provokative Artikel veröffentlichten, zum Beispiel den von Gottlieb Guntern über die kopernikanische Revolution.¹⁹ Er setzte den Systembegriff ja sehr polemisch in Gegensatz zu anderen therapeutischen Schulen, vor allem der Psychoanalyse.

Er konnte mit der Psychoanalyse gar nichts anfangen und hat sie »ein reduktionistisches Paradigma« genannt. Wenn man mal eine Theorie unter ein solches Etikett gepackt hat, kann man auch gut auf sie einschlagen.

Ja, Guntern war zwar nicht der zweite Kopernikus, aber er hat doch damit etwas bewegt. Das postmoderne Nebeneinander hat dann das spätmoderne Gegenüber abgelöst oder mindestens aufgeweicht.

Magst du noch etwas zu den Menschen sagen, denen du in deinem Leben begegnet bist, und die für deinen Werdegang zuerst zum Familientherapeuten und später zum Mediator wichtig gewesen sind?

Darf ich da etwas über das professionelle Curriculum hinaus antworten? Es gibt nämlich einen roten Faden in meinem Leben: Ich bin immer am richtigen Zeitpunkt mit den richtigen Menschen zusammengetroffen. Zufall? Sie fielen mir zu! Theodor Bovet hat meinem Berufsleben die fachliche Richtung gegeben. Ich hätte nie gedacht, dass ich mit so etwas mein Leben verbringen werde. Ich stamme aus ganz einfachen Verhältnissen. Dort hatte ich keinen Zugang zur intellektuellen, musischen und ästhetischen Kultur, zur akademischen Welt schon gar nicht; auch nicht zur Musik, außer der heimischen Folklore rundherum. In der Gymnasialzeit lebte ich drei Jahre lang bei einem instrumental und vokal professionellen Musiker. Er fing aus seiner Initiative an, mich in Klavier, Orgel, Cembalo und Flöte zu unterrichten und trainierte meinen offenbar hellklaren Sopran. Von ihm kamen Hinweise auf die Schweizer Literatur – ich habe das erste Mal zeitgenössische Schweizer Autoren wie Frisch und Dürrenmatt gelesen. Später war ich im gleichen Internat, in dem auch er einmal seine »eidgenössische Matura« bestanden hatte. Auch dort hatte ich wieder zwei, drei Lehrer, die für mich entscheidend waren, einer davon für Philosophie.

Dass ich später nach Leuven ging, war keine reine Zufallsentscheidung. Ich wusste zwar damals selber nicht so recht, was ich dort wollte. Mindestens eine Sorge hatten ich und meine Eltern für diesen Umweg zu einem anderen Ziel nicht, das Geld. Als mein Vater einem Freund wohl eher klagend als begeistert erzählte,

¹⁹ Guntern, G. (1980). Die kopernikanische Revolution in der Psychotherapie. Familiendynamik, 5 (1), 2–41.

ich wolle Philosophie studieren, meinte dieser, dass da »einer aus unserem Dorf etwas Gescheites macht. Ich bezahle ihm das ganze Studium.« Er war Jungeselle und Schreiner und mit einer unwahrscheinlich vielseitigen Bibliothek. Darin waren Hegel, Marx, Plato, Rudolf Steiner, Karl Kraus usw. vertreten. Nachts las er und legte mit abgesägten Fingern die Seiten um. Gesprächspartner hatte er kaum. Der Ortspfarrer war sicher keiner, sondern machte sich eher Sorgen um dieses in seinen Augen irrende »Pfarrkind«.

Und das ging so weiter: Ich kam immer wieder an Leute, die mir eine neue Möglichkeit eröffneten. In München war es auch meine spätere Frau Marie Lou von Werdt. In Zürich waren es internationale und nationale Kontakte – und neu auch Mediatoren.

Das ist doch wohl wechselseitig. Du triffst auf Leute, die für dich wichtig werden, zugleich muss es auch von dir aus eine große Offenheit und Bereitschaft gegeben haben, solche Beziehungen aufzunehmen und einzugehen.

Das hat auch etwas mit meiner Spurensuche zu tun. Ich musste mir in meinem Leben selber auch fachlich und persönlich Spuren legen. Keine war sichtbar vorgegeben und so wusste ich denn nicht sicher, wohin es gehen sollte. Mein Wunsch, »zu studieren«, wurde von meinen Eltern ortsüblich so verstanden, dass ich Pfarrer werden wollte (sollte). Sie folgten dabei dem allgemeinen Verständnis im ländlich-dörflichen konservativen Katholizismus. Ich hatte einen langen Weg der Klärung und Selbstfindung vor mir. Langsam und in der Tat auch mühsam entfernte ich mich im Verlauf von Jahren von dem mir zugeschriebenen Berufsziel. Das wachsende Interesse an Philosophie übertrug sich zwar noch auf die Theologie. Je mehr ich dieses aber philosophisch auf ihre eigene Erkenntnistheorie (Epistemologie) hinterfragte, desto mehr rückte sie an die Peripherie. Dieser epistemologische Ansatz war zurückgekoppelt mit einer für mich ganz entscheidenden philosophischen Vorlesung in Leuven, die etwa 1953 ein Atomphysiker hielt mit dem Titel »Die Epistemologie der theoretischen Physik«. Wenn das für die Physik möglich ist, weshalb denn nicht auch für alle anderen Disziplinen?

Da kommen wir gleich noch einmal hin. Aber zunächst interessiert mich: Du hast gesagt, du kommst aus einem Gebirgstal in der Schweiz ...

... einem Voralpental mit Namen »Entlebuch«. Die Entle ist ein kleiner Fluss, und wieso das Buch dazukommt, weiß ich nicht (lacht).

Ich stelle mir einfach vor, dass die Menschen dort sehr aufeinander bezogen waren, weil man sich doch gegenseitig brauchte – es war sicherlich ein hartes Leben dort, oder nicht? Würdest du sagen, dass du schon dort auf die Spur der Beziehungsphilosophie gekommen bist?

Ja, im Nachhinein schon, und in einem weiteren Sinn sogar auf die Spur dessen, was man später Systemtheorie nannte. Sie hat es ja mit Zusammenhängen im Kontext und Beziehungen im System und den Subsystemen zu tun. Ich habe das Dorf und die Gemeinde als eine Gemeinschaft erlebt, auch ganz persönlich; man hat mich unterstützt, auch als Student.

Also nicht nur der Schreinermeister, sondern ...

... auch andere, moralisch und materiell, schon als ich aufs Gymnasium ging. Viele, auch Lehrer im Besonderen, hatten einfach Freude und auch ein bisschen Stolz, dass da einer vom Dorf Hasle »studieren« ging. Es gab auch Leute mit anderen Vorstellungen: Studenten sind faul, weil sie nichts mit den Händen tun.

Nur nebenbei: Vielleicht gab es in der Familie meiner Mutter »Studierte«. Ich weiß nichts Bestimmtes, möchte dem aber noch nachgehen. Ich weiß nur, dass eine Familie mit dem seltenen Namen »Theiler«, wie meine Großmutter mütterlicherseits, nach Südafrika ausgewandert war und Nachkommen hatte, welche dort und in den USA akademische Karriere machten und 1951 einen Nobelpreisträger hervorbrachten.

Und wie heißt der?

Max Theiler.²⁰ Er war Mediziner und entwickelte am Institut für Tropenmedizin der Harvard University einen Impfstoff gegen das Gelbfieber und dafür wurde er zum Preisträger. Als er zum Ehrenbürger meiner Bürgergemeinde Hasle wurde, beauftragte mich der Gemeinderat im Jahre 1952, die Feier zu organisieren.

Aber wie gesagt, ich weiß nichts Genaueres über eine mögliche oder vielleicht auch nur phantasierte Verwandtschaft. Es gibt dafür weder eine mündliche Familientradition noch eine kollektive Saga und schriftliche Quellen sind mir nicht bekannt. Noch nicht.

Aber es gibt noch eine mir ganz nahe und sicherere Spur zum Systemischen: den Großvater mütterlicherseits, der einzige Großelternanteil, den ich kannte. Er spielte bei mir immer eine wichtige Rolle, die mir allerdings später aufging. Er war nämlich ein Systemiker *sui generis* und *sine ira et studio*, Kleinbauer, Pflanzenkenner und Tinkturen- und Schnapsbrenner für Mensch und Vieh, Wetterprophet und skeptisch gegenüber Obrigkeiten. Er hat die Zusammenhänge beobachtet, und ich habe ihm zugeschaut, wie er das machte. Er verband den Wind und seine Richtung mit den Wolken, die Wolken mit ihrer Form und der Feuchtigkeit der Luft, die konvexe und konkave Quecksilbersäule am Barometer ... Um daraus Schlüsse zu ziehen, reichte ihm der Blick auf einen engen Horizontabschnitt bestehend aus kieshaltigen Gletscherspuren der Eiszeit, Hügeln und Wald. Er

20 1899–1972. Geboren in Pretoria.

verbot seinem Sohn, den neu aufkommenden Kunstdünger zu benutzen, wofür er, wie man heute sagen würde, eine ökologisch-systemische Erklärung hatte: Das ernährt den Boden einseitig und geht in die Nahrungskette ein. Von den vielen Mäusen durfte der Onkel nicht alle töten; seiner Theorie nach braucht jedes Stück Boden genügend davon, damit es ausreichend Luft und Wasser bekommt.

Ich bin ganz fasziniert von dem, was du da erzählst. Wie hieß dein Großvater überhaupt?

Hermann Lustenberger, ein im Tal typischer Name. Als ich das erste Mal etwas von biologischen und anderen Systemen hörte, erinnerte ich mich an dieses Wissen – und schmunzelte über die Tatsache, dass es magische Fremdwörter braucht, bis man alltägliche Beobachtungen zur Kenntnis nimmt und wissenschaftlich mit dem Bann der Wirklichkeit belegt.

Als sich dann zu meiner systemischen Familientherapiezeit das Epistemologiekarussell der ersten und zweiten Kybernetik zu drehen begann, einige sich mit dem Übergang vom naiven zum kritischen Realismus zum bewusst wurden, dass Objekte subjektiv sind, ging mir Husserl nochmals neu auf.

Soziale Systeme wie Familien als Einheiten zu betrachten, hatte wieder etwas mit meinem früheren Erleben zu tun. So eine Talschaft und ihre Subsysteme wie Dörfer, die typischen baulichen Einheiten von Haus und Stall, letzterer als Heizung für das Wohnhaus, bilden eine Schicksalsgemeinschaft. Man ist aufeinander angewiesen, im Kleinen und im Großen, bei Unwettern und Feuerbrünsten, die beide nicht selten waren, als Nachbarn, selbst wenn man sich nicht besonders mag. In der flächenmäßig großen Gemeinde waren zudem die Höhenunterschied von 700 bis 2000 Metern über Meer beachtlich.

Von dieser Erfahrung her bist du nicht nur der geborene Systemiker, sondern auch der geborene Sozialarbeiter für Gemeinwesenarbeit. Aber kehren wir doch wieder zu deiner eigenen Familiendynamik zurück. Du hast viel über deinen Großvater erzählt. Kannst du denn auch irgendeine Verbindung zwischen deinen philosophischen und systemischen Interessen und deinen Eltern herstellen?

Inhaltlich und formal bewusst nicht, eher vom konkreten Umgang mit Pflanzen, Tieren, der Schönheit der Natur her, dem Respekt davor, der Sorgfalt dafür, gerade weil sie nicht in üppigem Überfluss vorhanden waren. Darüber tiefer nachzudenken, also Philosophie, war kein Thema; man kannte das Wort nicht. Zum Vater kann ich noch eine andere Verbindung herstellen, zu seiner Art und Weise, wie er sich meistens in der Beziehung zeigte: Er war schweigsam und nachdenklich, etwas einsam sogar. Wir kommunizierten wortkarg, wenn wir uns an Sonntagen ganz früh vor Sonnenaufgang aufs Fahrrad schwangen, um irgendwo oben die Sonne aufgehen zu sehen. Um 9 Uhr mussten wir wieder im Dorf sein, um zur Kirche zu gehen.

Ich fühlte mich wohl bei dem, was wir zusammen erlebten. Verweilen und beobachten können, Langsamkeit, das lernte ich so. Da zeigte der Vater seine Freude an Dingen der Natur, im späten Bergfrühling die ersten Blumen am Rande des schmelzenden Schnees. Aber das gab es eigentlich nur an Sonntagen, denn Vater hatte eine Sechstageswoche als autodidaktischer Allrounder in einem Baugeschäft.

Wann ist dein Vater gestorben?

1964. Da ich 1959 zwar alle Pflichtveranstaltungen an der Universität München besucht und damit den Zugang zur Promotion geschafft hatte, aber erst noch die Doktorarbeit fertig schreiben musste, um nachher die mündlichen Examina zu absolvieren, befand ich mich mitten in der Prüfung für Kirchenrecht, als meine Frau anrief. Ich sollte so rasch wie möglich nach Hause kommen, der Vater liege im Sterben. Er war erst 68. Meine Mutter war acht Jahre jünger als er.

Irgendwie bist du doch auch deiner Mutter und ihren Wünschen loyal gegenüber gewesen: Du bist zwar nicht Priester geworden, aber du hast Theologie studiert. Und du bist dem treu geblieben, was du in deiner Jugend bei euch im Tal gelernt hast: dem ökologischen Denken, das du über die Philosophie hinaus weiter gepflegt hast. Also, in gewisser Weise bist du deiner Herkunft und deinen Wurzeln treu geblieben.

Ja, das stimmt mit Ausnahmen. Es waren Phasen und Hindernisse der Illoyalität zu überwinden. Und das dauerte. Meine Mutter hat nach dem Tod meines Vaters – sie hat ihn um 18 Jahre überlebt – selber eine unwahrscheinliche Entwicklung durchgemacht und ist sozial tätig geworden, indem sie unter anderem alte Menschen in ihrer eher dumpfen Welt wachzurütteln versuchte und zum Altenturnen animieren wollte. Sie wurde selbstbewusster im Denken und Handeln, bekam ihre Zweifel, ob sie von der Kirche nicht über den Tisch gezogen worden war, was ich ihr auch nicht ausreden wollte und konnte (beide lachen). Ich hatte mit ihr bis zu ihrem unerwarteten und raschen Tod ein wunderbares Verhältnis. Während ungefähr fünf Jahren davor haben wir bei jedem Besuch über Sterben und Tod gesprochen und uns zusammen auf beides vorbereitet. Wie sie es sich gewünscht hatte, wurde sie nicht von einer Krankheit zum Tode heimgesucht, sondern starb eigentlich gesund.

Das klingt so, als ob du in einem recht sicheren familiären und dörflichen Netzwerk groß geworden bist. Sowohl, was die Geographie anbetrifft – ein Tal hat ja auch etwas Sicheres, fast was Uterusmäßiges, oder? Und was du von deinen Eltern erzählst, weist auf viel Bindungssicherheit hin.

Auf jeden Fall. Geborgenheit, ein selbstverständliches Angenommensein und Geliebtwerden. Ich denke, meine Schwestern haben das zum Teil anders erlebt. Nach vier Mädchen, von denen zwei bei der Geburt starben, war ich der erste Sohn. Und das bekamen sie auf viele Weisen zu spüren. Ich hatte als Junge einfach mehr Vorteile und Förderung. Zwölf Jahre nach mir hielt noch ein Bruder Einzug in die Familie, und ich zog dann bald aus, »um zu studieren«.

Ja. Das strahlst du auch heute noch aus: diese Selbstverständlichkeit des Angenommenseins und auch des Annehmens der anderen. Ich kann mich noch erinnern, wie wir uns zum ersten Mal über den Weg gelaufen sind, da gab es von dir aus ein ganz selbstverständliches Angebot, in Kontakt zu kommen – du hast mich damals wirklich dazu eingeladen, und ich habe das nie vergessen. Ich glaube, wir trafen uns 1986, um über meinen ersten Artikel in der Familiendynamik zu sprechen. Das war für mich eine große Unterstützung. Für die Entwicklung eines Familientherapeuten ist diese Offenheit, glaube ich, etwas ganz Wichtiges. Aber die andere Seite gab es bestimmt auch in der Familie Schwierigkeiten, Konflikte, problematische Themen, oder?

Ja, gerade deswegen sind Familienprobleme, Familienkonflikte – Konflikte überhaupt – für mich normal. Was zählt, ist die Frage, wie wir mit dieser Normalität umgehen. Das ist das Problem, nicht die Konflikte.

... und gibt es einen sicheren Rahmen, innerhalb dessen man Konflikte angehen und vielleicht auch lösen kann?

Ja. Aber man muss ihn auch schaffen wollen. Wobei mir jetzt so einfällt, ich habe mich zu Hause selten auf Konflikte eingelassen, sondern ging geflissentlich darüber hinweg. Später machte ich immer wieder dasselbe, beispielsweise auch am Institut in Zürich. Ich war halt trotz besserer Einsicht selber auch konfliktscheu. Erst als ich am eigenen Leib erfuhr, dass das ins Nichts führt, begann ich mein Konfliktverhalten bewusster und mutiger zu gestalten.

Das ist doch eine gute Voraussetzung für die Position und die Rolle eines Mediators, oder?

Na ja. Vielleicht, sofern Mediation nicht der eigenen Angst vor Konflikten dient. Erst später entdeckte ich das positive Potential, das in Konflikten liegt. Dazu gab es genug persönliche Praxiserfahrung in Familie und Beruf. Und so entwickelte ich ein konstruktiveres Verständnis und ein entsprechendes Verhalten und Handeln. Konflikte sind Beziehungen von Mensch zu Mensch und nicht Dinge, die man losgelöst von ihnen managen kann. Sie sind Energiequellen; wie benützt man diese und leitet sie produktiv um? Das ist für mich heute die zentrale Frage, auch wenn es nicht immer geht, wie ich ebenfalls weiß. Ich bin deshalb nicht der

Meinung, Konflikte seien einfach lösbar, wie Vermittler es gern versprechen. Statt dieses Ziels ist eine schöpferische Kultur der Konflikte zu entwickeln, welche die verbreitete Verstrickung und zerstörerische Energie mindestens reduziert. Wenn wir Konflikte leugnen, ihnen ausweichen, uns nur bewaffnen, wenn wir in sie hineingehen, gedeiht die Unkultur. In Ausbildungen sage ich oft: »Wenn ihr Konflikte löst, sind unter Umständen ihre wertvollen Energien verpufft.« Solche queren Sätze gehen allerdings oft nicht weiter als nur bis ans Ohr. Darin liegt ein gesellschaftlich verbreitetes Unvermögen, mit ihnen etwas anzufangen, das weiter führt.

Hat dich dieses Thema der Konflikte in der weiteren Entwicklung stark beschäftigt? Du bist ja dann von der Familiendynamik und Familientherapie zur Mediation gekommen, und da geht es doch immer um den Umgang mit Konflikten, ohne sie unbedingt lösen zu müssen.

Ich bin nicht nur durch die Familiendynamik zur Mediation gekommen, sondern mehr noch durch meine Kontakte mit der Politik, genauer mit Politikern. Das hatte zum Teil institutspolitische Gründe. Es gab Angriffe auf das Institut. Als wir zum Beispiel im Auftrag der Bundesregierung die Scheidung in der Schweiz beforstchten, wurde beim auftraggebenden Departement der Antrag gestellt, uns die Forschungsgelder zu streichen, weil es unmoralisch sei, sich mit Scheidung zu befassen.

In welchem Jahr war das, bitteschön?

Ende der 70er, Anfang der 80er Jahre.

Ende der 70er Jahre?

Ja. Und für mich war das ein Anstoß, mich mehr für die Gesellschaft und die gesellschaftliche Integration des systemischen Denkens einzusetzen. In einer Individualistengesellschaft eine Sisyphosarbeit! Dabei kam wieder mehr Philosophie ins Spiel. Zum Handeln braucht es klare Leitbegriffe: Was ist ein Konflikt? Was ist ein Beziehungsnetz? Was bedeuten all die abgegriffenen Worte von Demokratie, Dialog, Kompromiss und Konsens? Welche Erfahrung steht jeweils dahinter? Was braucht es zu ihrer Entwicklung im Alltag.

Mediation verstehe ich als etwas, das von unten, also von konkreten Erfahrungen her kommt und nicht von oben aufgesetzt werden kann. Man kann es nicht an die Leute herantragen oder ihnen beibringen wollen, sondern man muss bei ihnen ansetzen: Wo drückt Sie der Schuh? Wo sind Ihre Ressourcen? Wollen und können Sie mit Ihren Konflikten umgehen, statt sie zu umgehen? Das setzt eine mutige Haltung bei ihnen und ihrem Gegenüber voraus. Wenn es gelingt, diesen Mut zu fördern, kann Mediation gelingen, sonst nicht.

Du bist also zur Mediation eher über den Weg der Politik und der politischen Auseinandersetzung gekommen?

Ja, wenn sie im weitesten Sinn als gesellschaftliche Auseinandersetzung verstanden wird. Und das wurde mir bewusst, bevor ich von Mediation etwas wusste. Ich hatte, wie schon erwähnte, 1968 einen Lehrauftrag an der Medizinischen Fakultät Zürich. Inhaltlich bestand volle Freiheit, außer dass es mit »Familie« zu tun haben musste. Ich kündigte eine Vorlesung über die Kritik der bürgerlichen Familie seit den 1930er Jahren an.²¹ Sie war zu der Zeit schließlich ein Kampftema der Proteste auf der Straße, bei den Vollversammlungen der studentischen Rebellen. Und Familie ist Politik! Wie hieß es doch so problematisch in bürgerlichen Kreisen: Die Familie ist die Keimzelle des Staates und seiner Einrichtungen? Wessen Familie war da gemeint? Die Veranstaltung wurde zu einem Erfolg, weil vor allem Diskurse möglich waren und nicht Konfrontation. Anführer der Studentenbewegung saßen hinhörend, engagiert und kaum dreinredend in den vordersten Reihen. Ich bemühte mich um das Gleiche. Kritik an der Familie geht uns doch auch als Familientherapeuten an und wird in der Praxis bestätigt, oder? Was ist für uns Familie? Ich habe mich immer gegen diesen Familismus gewendet, wenn Familientherapeuten sich nur in die Familie verblicken und den gesellschaftlichen, wirtschaftlichen, kulturellen und politischen Kontext ausblenden. Ist diese Privatisierung der familien- und paarinternen Konflikte nicht selber ein Kernelement des bürgerlichen Gedankengutes? Systemisch lassen sich solche »linke« Fragen nur stellen, wenn man sich bewusst ist, dass sie von einer »rechten« Selbstverständlichkeit gestützt werden und komplementär mit ihr korrelieren. Rechts bedingt schließlich links und umgekehrt.

Du hast für dein eigenes Denken und euer Institut die politische, soziale und gesellschaftliche Kontextualisierung von Familie und Familienerfahrungen erschlossen.

Zumindest wurde mir das immer wichtiger. Der Zugang zur Mediation entstand ebenfalls in diesem Blickwinkel. Wir beforsteten, wie ebenfalls schon bemerkt, im Vorfeld der Änderung eines fast hundertjährigen Scheidungsrechts die Scheidung im Land. Dabei analysierten wir unter anderem etwa 300 Scheidungsurteile der ersten Instanz. Die zuständigen Gerichte gestatteten uns, etwa 200 Ex-Partner getrennt zu befragen, die zu diesen Scheidungsurteilen gehörten. Wir wollten erfahren, wie sie das juristische Verfahren erlebt hatten. Das Resultat war auch bei jenen, die nach dem noch geltenden Prinzip der einseitigen Schuld am Scheitern der Ehe »gewonnen« hatten, ziemlich niederschmetternd, so dass wir folgenden Schluss zogen: Wenn das Verfahren sowohl vom Gewinner wie

21 Fromm, E., Horkheimer, M., Mayer, H., Marcuse, H. u. a. (1936): Autorität und Familie. 2 Bde. Nachdruck der Ausgabe der Librairie Félix Alcan, Paris.

auch vom Verlierer ungut erlebt wird, stimmt strukturell etwas am Verfahren nicht und kann nicht einfach Personen, den Partnern selber, den Anwälten, Richtern, Sachverständigen, Sozialarbeitern zugeschoben werden. So machten wir uns auf die Suche nach Vorgehensweisen, die auch strukturell einfacher und, so wage ich zu sagen, humaner sind und durch die verwirrenden Interaktionen gerichtlicher, juristischer, beraterischer, privater Systeme zu Dysfunktionen führen. So tauchte als strukturelle Alternative erstmals die Mediation auf, ein »sanfteres Vorgehen« mit dem Ziel, die von den Betroffenen selber erarbeiteten Ergebnissen gleichsam an der Schwelle zum Gerichtssaal an die Richter übergeben zu können.

Gab es damals im deutschsprachigen Raum die Mediation als Verfahren schon?

Seit Jahrhunderten. Die Mediation kam zu dieser Zeit von den Vereinigten Staaten wieder nach Europa zurück. Hier war sie schon seit 2500 Jahren bekannt. Im 17. und 18. Jahrhundert wanderten Pazifisten, die in Europa verfolgt wurden, nach Amerika aus. Nachkommen von ihnen wurden dort in den frühen sechziger Jahren Wiedererwecker der Idee, beispielsweise John Haynes, ein Pionier in der Tradition der Quäker. Er berief sich auf den Apostel Paulus, für den es eine Schande war, wenn die Christen den Kadi anrufen, statt sich bei Konflikten aus eigenem Antrieb miteinander zu versöhnen.

Die erste Person, die wir damals kontaktierten, war eine deutsche Psychologin, die in Amerika Mediation gelernt hatte. Wir luden sie zu Informationsgesprächen und einer Tagung ein, damit sie in die Praxis einführe.

Mein Interesse an der Sache erweiterte sich bald wieder über die Familie hinaus, hinein in Politik, Nachbarschaft, Schule – überall dorthin, wo es Konflikte gibt. Angeblich Neues befragte ich immer gern danach, wie alt es ist, und so schrieb ich über die Geschichte der Mediation in Europa²², arbeitete an ihrer Kommunikationstheorie und Systemik²³, ging in Richtung Öffentlichkeitsarbeit und so weiter. Ich bildete mich in zwei Lehrgängen der Familienmediation beim Anwaltspaar Gisela und Hans-Georg Mähler in München aus und zwar in einer Doppelrolle: Einerseits unterrichtete ich als Lehrer im Lehrgang selber die Systemdynamik von Familien und Paaren und lernte andererseits als Schüler das Handwerk der Mediation. Einen formellen Abschluss als zertifizierter Mediator habe ich nicht. Als Familientherapeut übrigens auch nicht. Ich blieb also in zweifachem Sinn da und dort ein Anfänger: Ich fing an, etwas auf den Weg zu bringen, an dessen Ende ich nicht gelangte.

1992 regte ich zusammen mit Valentine Lenoir-Degoumois, Professorin für Jugendstrafrecht in Genf, einen schweizerischen Verein der Familienmediation

22 Duss-von Werdt, J. (2005). *homo mediator*. Geschichte und Menschenbild der Mediation. Stuttgart: Klett-Cotta.

23 Duss-von Werdt, J. (2008). *Einführung in Mediation*. Heidelberg: Carl-Auer.

an. Als um die gleiche Zeit im Bundesparlament ein neues Scheidungsrecht diskutiert wurde, kam erstmals die Frage der rechtlichen Verankerung der Familienmediation auf, wurde aber zunächst von rechts und links erledigt, »gebodigt«, wie man im schweizerischen Dialekt sagt. Die einen liefen dagegen Sturm, weil sie nicht Steuergelder dafür freimachen wollten. Mit ihnen koalierten die Lobby der feministischen Juristinnen und andere mit unsachlichen Zweckargumenten, wonach die Frauen in der Mediation immer den Kürzeren zögen, und verwiesen dabei auf die alte Praxis der Konventialscheidung. Gegen diese sprachen zwar viele der Argumente in der Tat, nur ist eine Konvention im üblichen Sinn überhaupt keine Mediation, sondern beruht auf Vorschlägen der Anwälte.

Ein interessantes Bündnis (lacht).

Anfragen für Vorträge, Ausbildung, Beratung bei Institutionalisierungen und Gesetzesvorhaben, Supervision im dem In- und Ausland häuften sich. Sie hatten zum Teil eine Vorgeschichte: Noch zu meiner Zeit am »Duss-Institut«, wie das IEF zu meinem Missbehagen lange genannt wurde, hatten wir damit angefangen, multiprofessionelle Seminare über Scheidung, Trennung, Nachscheidung und auch über andere Bereiche anzubieten. Sie waren so angelegt, dass immer alle einschlägigen Professionen, Therapeuten, Ärzte, Juristen, Richter und andere in der Kursleitung gleichwertig vertreten waren. Diese Kooperation hatte etwas Mediatives vor der Mediation.

Sie wurde auch in Deutschland wahrgenommen. 1985 wurde ich zu einem Vortrag am deutschen Familiengerichtstag in Brühl bei Bonn eingeladen, um den Teilnehmern unter dem Titel »Alleinschuld am Scheitern der Ehe – Eine Fiktion der Juristen?« etwas Systemtheorie anzureden. Der erste Satz des Vortrages lautete: »Streichen Sie bitte das Fragezeichen und setzen Sie stattdessen ein Ausrufezeichen!« Damit habe ich mich in juristische Kreise der BRD eingeredet, zumal »Die Zeit« den Text auch gleich noch veröffentlichte. Mit der Richterakademie Trier und nach der Wende im brandenburgischen Wustrau begann eine mehrjährige Zusammenarbeit in der Weiterbildung der Familienrichter.

Weiterbildung in Mediation oder in Familienberatung bzw. familiensystemischem Denken?

Zuerst ging es um Fragen, was Familienberatung, Paarberatung und Familientherapie leisten können. Das war reine Information über Konzepte und Erfahrungen. Als dann bei Teilnehmenden die Frage nach der Familienmediation auftauchte, drang man unversehens in den Zuständigkeitsbereich der Richter ein und es kam zu teils heftigen Auseinandersetzungen zwischen Annahme, aktivem Interesse, großer Skepsis und völliger Ablehnung. Ein Türspalt ging auf und heute stehen die Gerichtstüren für Mediation weit offen.

Hast du ein paar Beispiele aus anderen Tätigkeiten im Zusammenhang von Mediation?

Mit den französischen Familientherapeuten, Systemikern und neuerdings auch Mediatoren bin ich fachlich bis heute verbunden.

An der Universität in Barcelona wirkte ich mit an der Konzeption und der Eröffnung einer Ausbildung von öffentlichem Verwaltungspersonal in »Verwaltungsmediation« zwischen Bürger und Staat. Interessant war das große Interesse daran seitens der Basken.

Bei der UNO-Organisation für Wasser und Wetter in Genf beriet ich die Leitung einer zerstrittenen spanischen Abteilung über ihre konkreten Möglichkeiten von Mediation. Sie kam zunächst nicht in Frage, weil sie nicht zur politischen Arbeit der Weltorganisation gehörte. Deswegen war kein Geld dafür freizubekommen.

Seit 1998 arbeite ich regelmäßig mit einer rechtswissenschaftlichen Abteilung der Fernuniversität in Hagen zusammen. Sie führte damals als erste deutsche Universität das weiterbildende Studium für Mediation ein, dem sich später ein Masterprogramm sowie ein Kompaktlehrgang anschlossen. Als Autor von Lehrtexten, Leiter von Präsenzseminaren, Prüfer und Kuratoriumsmitglied des Contarini-Instituts für Forschung bin ich dort immer noch aktiv, habe also derweil das Verfallsdatum der Pensionierung schon um Jahre verpasst.

Für Ausbildungskurse fahre ich regelmäßig nach Wien und anderen Orte in Österreich und beteilige mich auch an den wohl spannendsten Kongressen des Gebiets, welche vom gleichen Veranstalter, der ARGE Bildungsmanagement Wien, ausgerichtet werden.

In Genf diskutierten die Initianten eines Entwurfs für zwei Gesetze der Mediation mehrmals mit mir. Diese Gesetze sind inzwischen in Kraft.

Du hast ja ein sehr ganzheitliches und humanistisches Verständnis von Mediation: Sie geht für dich weit über die Dimension des interpersonellen Dialogs zwischen den Konfliktparteien hinaus. Das Wichtigste ist dir »das innere Band von Subjekt und Objekt«, wie du es einmal genannt hast.²⁴ Aber dann beziehst du politische, kulturelle und ökologische Kontexte mit ein, auch wenn es um die Beleuchtung interpersoneller Konflikte geht. Es gibt aber auch Mediatoren – so weit ich das überhaupt weiß –, die sehr viel stärker die Konfliktbearbeitung zwischen einzelnen Menschen in den Mittelpunkt stellen, zum Beispiel als Praxis der Konfliktbearbeitung in Ehe- und Scheidungsfragen. Kann man das so sagen oder siehst du das anders?

24 Duss-von Werdt, J. (2009). Mediation – wer sind sie? Randnotizen zu einem zentralen Thema. Zeitschrift für systemische Beratung und Therapie, 27 (9), 189–196.

Ähnlich wie du. Ich denke, deine Frage wäre einmal von der historischen Entwicklung her zu betrachten. Als die Mediation als Familienmediation über den großen Teich in Europa auftauchte, war sie im engsten Sinn Familienmediation bei Scheidung. Es ging nur um das, was für die Kinder und die Elternschaft praktisch zu regeln war. Das Programm hieß »Parents for ever« – Eltern bleiben Eltern. Dabei wurden je nach dem, und sicher auch je nach wem, die Generationenbeziehungen mehr oder weniger berücksichtigt, standen aber nicht im Zentrum. Die Ausweitung auf die materiellen, räumlichen, beziehungsmaßiigen und seelischen Folgen der Scheidung für alle Beteiligten, also Mediation während der Scheidung, der Umgang mit dem Scheidungsurteil oder die Bearbeitung seiner Missverständnisse zwischen den Konfliktparteien, also die Mediation nach der Scheidung, erweiterten immer mehr den Bereich der Mediation und der Therapie/Beratung. Es kam zu unvermeidbaren Überschneidungen – und auch zu Vermischungen von Seiten der Paare/Familien und ihrer professionellen Ansprechpartner. Von Letzten aus gesehen hängt es wohl von ihrem Stammbaum ab, wohin die Reise geht.

Aber auch in den USA gab es schon vorher andere Bereiche der Vermittlung, die uns erst später erreichten. Man nannte sie dort »alternative Justiz«, zum Beispiel in Wirtschaftsfragen. Auch in diesen Bereichen entwickelte man neue Verhandlungsmethoden, die wenig kontradiktorisch, dafür aber umso dialogischer und empathischer sind. Bei uns geht die gesamte Erweiterung des Fachs immer noch weiter mit der Entwicklung spezieller Methoden für Konflikte mit Nachbarn, bei Erbschaften, in Schulen, Familienbetrieben, in der Arbeitswelt, bei Straftaten, militärischem Waffenstillstand usw. Da reicht ein Einheitskonzept »der« Mediation bei weitem nicht aus. Inzwischen zeichnet sich in vielen Ausbildungen eine scheinbar gegenläufige Tendenz ab: Mediation ist Mediation in allen Bereichen. Ihre Grundstrukturen, Grundsätze und Richtlinien sind dieselben. Das führt nicht zu Spezialisten, sondern zu Generalisten. Vieles ist noch im Fluss.

Zu deiner vorherigen Frage möchte ich endlich noch sagen: Wer den vieldimensionalen physischen, klimatischen, sozialen, politischen, kulturellen, religiösen, ökonomischen usw. Kontext der Menschen und ihrer gelebten Beziehungen nicht sieht, ist nicht nur kontextblind, sondern auch systemisch kurzsichtig. Deshalb lässt sich Mediation auch nicht einfach von einer Ecke der Welt zu anderen importieren und exportieren wie Coca-Cola. Das gilt auch für ihre Grundlagen. Gab es nicht auch Familientherapeuten, die kontextvergessen die Familie als geschlossenes System in ein Vakuum verpackten und dann labormäßig »behandelten«? Und dabei wäre eine gesündere Wohnung für manche Familie nicht selten das bessere Therapeutikum als Psychotherapie und Psychopharmaka.

Und was gehört in die Grundlagenebene?

... der Mediation? Hierzulande eine Einordnung in den Geist von Aufklärung und Demokratie, in eine entsprechende persönliche Haltung aller Beteiligten, in ihre soziale Interaktion als Kommunikation bei Verhandlungen, in die intersubjektive Entstehung gemeinsamer Realität, in Prozesse der Entscheidungsfindung, in »Mit-Menschenbilder« als Gegner, Feind, Verhandlungspartner, Mitstreiter und in ihre Erkenntnistheorie. Zugegeben: Das sind Aspekte meiner »Philosophie«, mit der ich ganz gute Erfahrungen mache. Wer unabhängig von ihren Hintergründen nur Techniken der Mediation lehrt und lernt, kommt mir vor wie jemand, der sich für Yoga, Zen-Buddhismus oder indianischen Respekt vor der Natur nur interessiert, um mehr Geld zu verdienen und deswegen nach den Regeln kompetitiver Gelüste handelt. Vermittlung ist hingegen immer mit Kooperation und Transparenz verbunden. Je enger man seine Perspektive schaltet, desto weniger bekommt man in den Blick, dafür verarmt die »Wirklichkeit« umso mehr.

In Deutschland und anderswo schwelt der Streit zwischen Juristen und Psychosozialen um das Recht auf Mediationspraxis immer noch. Man kann beobachten, dass Mediation von manchen Juristen bloß auf juristische Belange, von Therapeuten auf eine vorgängige Bearbeitung der Beziehungskonflikte und erst anschließend der Sachprobleme verengt wird. Bei der ersten Gruppe kommt das Zwischenmenschliche, Soziale, Psychische, Beziehungsmäßige und damit der Anstoß zur Mediation selber zu kurz, bei der zweiten das »Sachliche«.

Was macht denn den Unterschied zwischen Sozialarbeiterinnen und Juristen bei der Mediation aus?

Der Sozialarbeiter hat eine andere Optik, ein anderes Bewusstsein von der Problematik etwa der Scheidungsfamilien als ein Jurist oder der Therapeut. Alle haben eine jeweils professionell selektive Perspektive. Es geht bei mehr oder weniger streng definierten beruflichen Identitäten nicht anders. Keiner geht auf alles ein, kann es auch nicht, selbst wenn er möchte. Doch worauf jemand eingeht, kann im konkreten Fall gerade nicht das Wesentliche sein, sondern es wäre gerade das, worauf er nicht eingeht. Sozialarbeiter sind – und das ist für viele sicher auch eine zu große Verallgemeinerung, mehr in den alltäglichen Problemen zuhause, jenen also der Erziehung, dem Mangel an Ressourcen wie Geld, Wohnung, Haushaltführung, Alltagskompetenzen. Oder etwa nach der Scheidung mit den Alltagsfolgen von juristisch und gerichtlich begründeten Entscheidungen beschäftigt, zum Beispiel bei der Ausübung des vom Familiengericht festgelegten Umgangs mit den Kindern – oft ein Ausdruck von zivilem Ungehorsam, wer weiß?

Vorrang hat nicht, auf was ich fokussiere, sondern was den Mitbeteiligten selber unter den Nägeln brennt. Das kann zur Folge haben, dass Kooperationen

mit andern Professionen gesucht werden müssen. Und das können neuerdings auch Mediatoren sein.

Wenn wir bei Familienrechtsprechung, Scheidung, Trennung sind, also Themen, die in der Sozialen Arbeit ein Aufgabengebiet der Jugendhilfe sind, habe ich die Frage nach dem Unterschied von Mediation und Therapie bzw. Beratung. Denn wenn wir es im Jugendamt oder in der Familienhilfe mit verclinchten Eltern zu tun haben, dann stellt sich doch immer auch die Frage: Sollen wir beraten, therapieren, mediieren?

Ein objektiver Bedarf für alle dieser drei Angebote oder einzelne davon kann wohl immer vorhanden sein. Entscheidend ist es aber, ob bei den Betroffenen auch ein Bedürfnis (und welches) besteht – ich unterscheide hier ganz betont zwischen Bedarf und Bedürfnis. Ich sondiere auch bei Anfragen zu Mediation immer zuerst, was die Menschen jetzt gerade am vordergründigsten brauchen. Mediation mit sicherem Nutzen zu verschreiben, ist fraglich. Ich setze also bei den Betroffenen selber an und setze mir nicht sogleich die Mediatorenbrille auf. Es geht zunächst um meinen mitmenschlichen Kontakt zu den realen Menschen, die es nur einmal gibt. Wie präsentieren sie sich? Was rücken sie von ihrer Wirklichkeit in den Vordergrund? Wie nehme ich das wahr? Welche »Definitionsmacht« ihrer Probleme schreibe ich mir zu oder maße ich mir an? Welche Realität stutze ich zurecht, um handeln zu können? Ich versuche, mich auf den Menschen momentanen Ganzheit einzustellen, nicht auf theoretisches Wrack. Dabei bin ich jedoch mein eigenes Bezugssystem, und dazu gehören meine persönliche Biographie, die therapeutische Erfahrung und mein aktuelles Sosein, nicht aber die unmögliche Neutralität. Das lernte ich bei Husserl: Der Traum der Voraussetzungslosigkeit ist ausgeträumt.

Emotionen sagen oft mehr aus als noch so abgewogene Worte, und sie spielen auch in der Mediation mit dem Rationalen um die Wette. Ob es Tränen der Freude, der Wut, des Schmerzes sind, sie sprechen eine Sprache, die *gesehen* wird, aber nicht ohne verbalen Austausch zu verstehen ist. Als Mediator stelle ich einen Rahmen zur Verfügung, damit intersubjektiv die Aufmerksamkeit und das Verhalten zueinander sich so orientieren, dass sich Perspektiven nach vorwärts auf-tun. Mediation arbeitet nicht Vergangenheit auf, sondiert auch nicht, ob eine solche überhaupt so existiert hat, wie sie jetzt beschrieben wird, überprüft, zukunftsgerichtet ist. Und trotzdem holt unter Umständen die Vergangenheit als wirksames Waffenarsenal für aktuelle Auseinandersetzungen und Streitrituale die Beteiligten ein. Ziel ist dann, zu verstehen, was jede und jeder damit hier und jetzt will, damit eine auf gemeinsame Verständigung auf Ziele und Vereinbarungen möglich wird. Das geht nicht immer. Doch was geht schon immer? Vieles, was dabei zu Sprache kommt, ist auch juristisch relevant, geht aber meistens darüber hinaus.

Kannst du ein Beispiel erzählen?

Ein Paar kommt und die Frau sagt: Der Richter hat uns empfohlen, Mediation zu machen. Der Richter hatte mich vorher angerufen und sich erkundigt, ob ich das machen würde. Ich sage zu, wenn beide es auch wollten, denn sie müssen ja nicht. Als sie dann kommen, stellt sich heraus, dass jeder eine andere Zielsetzung hatte. Sie möchte eine Paartherapie, er jedoch möglichst zügig Trennung und Scheidung regeln. Die Frau sagt, sie sei noch nicht so weit. Ich fasste zusammen, dass beide im Moment unterschiedliche Bedürfnisse hätten. Wenn sie wollten, könnten sie wie in einer Mediation gleich jetzt darüber sprechen, wie es im Moment möglich wäre, diesen Unterschieden gerecht zu werden. Dieses Angebot zu einer Mediation vor der Mediation führte zu folgender Vereinbarung: Sie geben sich sechs Monate Zeit. Die Frau geht allein zur Psychologin, der Mann unternimmt derweil nichts, willigt aber ein, seiner Frau das Geld für die Psychologin vorzuschießen. Ob es nachher mit der Trennung verrechnet werde, könne offen bleiben. Vor Ende der sechs Monate setzen sich beide zusammen, um zu schauen, wie es weiter gehen soll. Falls eine Mediation in Frage kommt, werden sie wieder mit mir Kontakt aufnehmen.

Ich habe für alle diese Teilergebnisse nichts vorgeschlagen, sondern nur die Frage gestellt, ob sie aufgrund der Pattsituation verhandeln wollen, um einen Ausweg zu finden. Sie stiegen ein und es wurde zu einer Mediationserfahrung für beide. Nach vier Monaten teilte mir die Frau mit, sie hätte beste Hilfe bei einer Psychologin gefunden und es sei ihr dadurch klar geworden, dass die Fortführung der Ehe nicht mehr möglich sei. Im Einverständnis mit dem Mann möchte sie nun einen Termin für eine Mediation.

Hier ging es überhaupt erstmal um das weitere Vorgehen, also das Setzen eines Rahmens, der vielleicht Mediation oder auch Therapie möglich macht. Es hätte ja auch sein können, dass sich die beiden über die Einzeltherapie der Frau soweit annähern, dass sie weiter als Paar zusammenleben wollen und sie dafür dann gemeinsam wieder Therapie machen.

Hypothetisch durchaus. In diesem Fall ist es anders gelaufen. Zunächst war für die Frau wichtig, für sich selber klarzukommen. Es ergab sich, die Ehe einvernehmlich zu beenden. Es kann natürlich auch sinnvoll sein, therapeutische Elemente in Mediation einzubauen, die deren Zielen dienlich sind, um zu konkreten sachlichen Ergebnissen zu kommen.

Umgekehrt könntest du natürlich auch sagen: Wie muss der Therapeut Mediationselemente einbauen, um zu Klärungen im Alltag zu kommen, die dem weiteren Fortgang der Therapie dienlich sind, zum Beispiel eine Besuchsregelung, die Spannungen zwischen den Eltern reduziert und es ihnen besser möglich macht, auf der Elternebenen zu kooperieren. Das könnte ja für den Fortgang einer Einzel-

therapie, zum Beispiel des getrennt lebenden Vaters, der sehr unter der Trennung leidet, hilfreich sein.

Das alles kann wiederum umgekehrt auch eine Mediation leisten, ohne sich als Therapie zu verstehen. »Keimfrei« lässt sich hier und dort nichts gegeneinander abgrenzen. Der Therapeut wird es sich vielleicht eher leisten können, Vorschläge für eine Besuchsregelung zu machen. Er setzt seine Autorität oder eine andere Kompetenz anders ein. Der Mediator delegiert den beiden die Autorität zurück, selber Lösungen zu finden und durchzuziehen. Die Praxis selber setzt mir hier keine berufspolitischen Grenzen.

Wenn du strukturell-familientherapeutisch arbeitest, wäre das sicher möglich; ich mache das auch manchmal. Aber wenn du streng konstruktivistisch arbeitest, wirst du das wahrscheinlich nicht tun, sondern auch streng darauf achten, dass die Lösung ganz im Prozess selbst erarbeitet wird.

Theoretisch einverstanden. Wie weit wird aus Theorie ebenso klar definierte Praxis? Ich bin dem Konstruktivistischen sowohl in der Mediation wie in der Therapie auch näher. Dem Mediator sind Vorschläge auch wegen des Respekts vor der Autonomie seiner Gesprächspartner tabu; Autonomie verstehe ich nebenbei gesagt nicht als illusorische Selbständigkeit und Unabhängigkeit, sondern im Sinne von Varela und Maturana als Eigengesetzlichkeit einer bestimmten Person. Zu dieser würde es bei einem vielleicht gut passen, wenn der Mediator ihm etwas vorschläge, während der andere das als gegen sich gerichtet und parteiisch verstehen könnte. Ich schränke mich als lösungsneutral ein, selbst wenn ich auch Lösungsideen habe. Vielleicht gerate ich jedoch wie du auch in der Therapie mit der unmöglichen Neutralität in Verlegenheit.

Man könnte auf einer abstrakteren Ebene also sagen, dass es bei der Mediation primär darum geht, unterschiedliche Interessen miteinander in Einklang zu bringen und daraus Handlungsschritte abzuleiten, so dass alle in konkreten Alltagssituationen mit ihren unterschiedlichen Interessen zu ihrem Recht kommen?

Genau das ist einer der zentralen Punkte: Was gibt es für Bedürfnisse und Interessen? Sie werden in der Mediation gezielt öffentlich gemacht. Wie weit liegen sie auseinander? Lassen sich Lösungen entwickeln, die den Interessen möglichst aller Rechnung tragen? Da kommt aber ein Unterschied zu dir zum Vorschein: Interessen werden nicht in Einklang gebracht, sondern bleiben als je anders als gültig bestehen. Das Ziel ist hingegen wieder dasselbe wie bei dir: Wie können noch so unterschiedliche Interessen in einer gemeinsamen Lösung berücksichtigt werden, um erfüllt zu sein?

Jetzt ist mir der Unterschied zwischen Therapie und Mediation schon deutlicher: In der Mediation gibt es im Gegensatz zur Therapie ganz klare Vorabstrukturierungen, die auch eingehalten werden müssen. Ich fühle mich in der Therapie viel freier, Absprachen über Settings, Zeiten, Ziele auch wieder zur Disposition zu stellen – wenn es der Prozess erfordert.

Ja, und noch etwas: Gerade dieses strukturierte Vorgehen setzt Barrieren gegen eine Verselbständigung der Beziehungsgeschichte.

Nun gut, das würde die lösungsorientierte Therapie auch so sehen, aber mit der habe ich ja auch so meine Schwierigkeiten.

Doch ist die Mediation anders lösungsorientiert. Bei Scheidung und Trennung müssen die Lösungen auch rechtskonform sein, um verbindlich zu werden. Dafür lässt auch zwingendes Recht viele Verhandlungsspielräume offen. Bei Familienmediationen muss es übrigens nicht nur um Trennung und Scheidung gehen. Es gibt noch viele andere »Familienangelegenheiten« von mindestens gleicher Tragweite. Ich denke an Generationskonflikte im Alltag, Erbschaftsstreitigkeiten, Nachfolge, Strukturen oder Zukunft von Familienbetrieben – eine Kombination von Familien- und Wirtschaftsmediation – oder an strafrechtlich Relevantes im familiären Rahmen.

Wenn es bei Familienunternehmen um die Übernahme des Unternehmens durch die Erben, die Söhne und Töchter, geht – würdest du da auch historisch arbeiten, also auf die Tradition eines solchen Familienunternehmens fokussieren?

Von mir aus nicht. Aber die Beteiligten werden es selber tun, besonders wenn sie ihre Loyalitäten gegenüber dem Firmengründer und früheren Generationen ins Gespräch bringen. Sie, nicht ich bestimmen diese Thematik. Zum Beispiel: Soll der Betrieb als Familienbetrieb weitergehen, obwohl man es eigentlich nicht will oder nicht kann? Der eine will verkaufen, der andere ist es dem Großvater schuldig, dass er in der Familie bleibt, weil der Urgroßvater ihn eingerichtet hat. Der Vater wollte zwar schon damals etwas ganz anderes machen, ist aber dem Betrieb treu geblieben, und jetzt ist es die Frage, ob der Sohn oder/und die Tochter ihm auch treu bleiben oder zu Verrätern werden. Das Persönliche wird hier Teil der Geschichte der ganzen Familie, und diese gehört sowohl zu den Annalen der Firma wie zur individuellen Biographie der Einzelnen. Familienbande können stärker werden als persönliche Ziele.

Das hört sich richtig spannend an. Aber wenn wir schon bei der Wirtschaft sind, die Mediation ist ja auch eine ökonomische Angelegenheit. Da kann man doch viel Geld verdienen, oder?

Auch und nein. Ich kenne nur wenige, welche ausschließlich davon leben. Vergleichbar ist das Einkommen vieler mit dem von Therapeuten. Wie weit die Wirtschaftsmediation mit ihrer offensichtlich großen Magnetkraft auf Vermittler auch deren finanzielle Erwartungen befriedigt, weiß ich nicht. Ich habe zwar einige Erfahrungen, wurde aber damit auch nicht reicher. Im Allgemeinen wird der Zeitaufwand in Stunden oder Tagen verrechnet. Einige profitieren meines Wissens auch von Streitwerten, welche verhandelt werden, und holen neben Zeithonoraren dabei auch Prozente heraus. Überhaupt etwas zu bezahlen, entspricht der Idee, sich auch finanziell zu engagieren, als Zeichen dafür, dass man sich selber solidarisch einbringt und damit auch einen psychischen und ethischen Aufwand leistet.

Ich möchte noch ein weiteres Thema anschneiden, und zwar ausgehend von deinem Buch »homo mediator«. Dem ist zu entnehmen, dass sich die Mediation jenseits aller Techniken mit einem Grundthema des Menschen – Konflikte und Konfliktlösungen – beschäftigt und dass Mediation als formaler Kontext dafür eine lange Tradition hat. Du hast ja dort die fast fünfjährigen Verhandlungen in Münster²⁵ beschrieben. Da gab es die Vermittler und all die reitenden Boten zwischen Münster und Osnabrück und den Hauptstädten der beteiligten Mächte, was letztendlich zum Westfälischen Frieden und damit zur Beendigung des Dreißigjährigen Kriegs geführt hat. Die Geschichte fängt – zumindest in deinem Buch – mit Solon von Athen²⁶ an, der zwischen den zerstrittenen Gruppen der Aristokratie einerseits, den Kaufleuten, Handwerkern, Bauern andererseits vermittelte und Gesetze schuf, die allen dienten.

Solon wurde für nur ein Jahr in die Doppelrolle des Staatsoberhauptes und ausdrücklich des Mediators gewählt. Gefährlich zerstritten waren nur die zwei die Gesellschaft bestimmenden Parteien: die aristokratischen Grundbesitzer und die Bauern. Mit neuen Gesetzen veränderte Solon auch die Struktur und damit die Dynamik der Gesellschaft, indem er zum Beispiel das Gewerbe und die Soldaten zu eigenen Ständen erhob. Seine Gesetze sind für diese neue Dynamik gedacht, strahlen einen vermittelnden Geist aus und haben eine strukturelle Wirkung gehabt, wobei wir nicht wissen, wie viel vermittelndes Verhandeln dabei praktiziert wurde.

Bei Solon kommt aber etwas Neues zum Vorschein, das schon bei ihm ideell mit Demokratie verbunden ist. Er führte gleiches Recht für alle ein und schuf die Grundlagen für rechtsstaatliche Transparenz.

25 1643–1648 zwischen den am Dreißigjährigen Krieg beteiligten Mächten, vor allem dem Deutschen Kaiser, Schweden, Frankreich, Spanien und den Niederlanden; Vermittler waren der venezianische Diplomat Alvise Contarini und der päpstliche Legat Fabio Chigi, der spätere Papst Alexander VII.

26 640 bis circa 561 v. Chr.

Aus der Geschichte ist mir immer deutlicher geworden, dass Mediation zuerst eine politisch wirksame zwischenmenschliche Haltung ist. Wie gehe ich auf Menschen zu, die immer konkrete Andere sind? Zur Auseinandersetzung mit Konflikten gehört ihre Akzeptanz als andere, und Solon machte daraus ein politisches Prinzip. Keiner ist das Maß aller anderen. Mediation ist eine Grundform der Demokratie, welche auf Konsens ausgeht, um immer wieder tragfähige Grundlagen für das Zusammenleben zu finden. Es bedarf dazu einer »mentalen Infrastruktur«, was die Griechen mit dem Verb »demokratisieren« belegten: sich auch im Alltag den anderen gegenüber akzeptierend einstellen, auf ihre Anliegen und Ideen eingehen und sie bei den Beschlüssen berücksichtigen. Wenn das fehlt, nützen in der Mediation alle noch so trickreichen Techniken und Kniffe ebenso wenig wie im Gemeinschaftsleben. Insofern ist Mediation keine Methode, hat aber Methoden – wie das Gemeinwesen auch. Deren bloß formales Einhalten und Anwenden allein macht aber weder eine Demokratie noch eine Mediation aus. Dabei nehme ich das Wort Methode gern beim Wort: Es bedeutet, einen Weg – griechisch »odos« – entlang – griechisch »meta« – gehen. Wer auf Kriegspfad ist, geht andere Wege zu anderen Zielen, als wer den Frieden will. Wo der Wille fehlt, gibt es den Weg nicht.

Ist Mediation eher ein politisches Konzept als ein psychosoziales?

Im Anschluss an das Demokratisieren, von dem ich eben sprach, betrachte ich auch ein psychosoziales Konzept als Politik im weitesten Sinn. Auch der nicht ausdrücklich politische Mensch politisiert. Eine Demokratie, welche die Politik an Profis delegiert, gibt sich selber auf. Die politische Mediation ist geschichtlich am besten dokumentiert. War aber die vordemokratische Geschichte nicht in erster Linie die Konflikt- und Kriegsgeschichte jener, welche allein die Völker führten? Zu Zeiten der realen Demokratie sind Regierungen vom Volk delegiert, es also in seinem Auftrag zu tun, und nicht an ihm vorbei. Dass es außer der Politik im engeren Sinn viel Mediation gab, wissen wir, doch belegt ist sie viel weniger. So ist es auch jetzt noch und stellt jetzt in Demokratien einen Beitrag zu deren Demokratisierung dar. Menschen, die einer Gesellschaft als Bürger angehören, nehmen dabei ihre Sache selber in die Hand, und zwar im Rahmen des Rechts. Als Teil des Volkes sind sie dabei ihr eigener Souverain und Untertan, wie lange vor der Realdemokratie der kritische Monarchist Montesquieu sagte. Er sagt auch, Demokratie verlange »Tugenden« der Beschränkung und Bescheidenheit, nicht der Arroganz und Monopolsucht.

Kannst du noch eine kleine Geschichte als Beispiel für die Haltung des homo mediator erzählen?

Zum eben Gesagten nicht, sondern von dem, was ich bei einem Knatsch der bekannten Art einmal tat. Zwei Lehrer kommen erstmals zum Gespräch. Kaum

haben sie Platz genommen, brüllen sie sich in einer Lautstärke an, welche die Normen des Lärmschutzes innerhalb weit überschreitet. Außer »Guten Tag« hatte ich noch kaum etwas sagen können, versuche aber jetzt mit Gesten und verhallenden Wörtern, meine Anwesenheit zu bekunden. Aussichtslos. Also lehne ich mich zurück und formuliere vor mich hin den Satz: »Ich finde das toll.« Da mir dieser Satz mit doppeltem Boden gefällt, hebe ich die Lautstärke bei etwa fünf Wiederholungen immer mehr an, bis der Ältere über sich selber entsetzt sagt, er schäme sich in Grund und Boden, dass zwei erwachsene Männer – und so weiter. Ich wiederhole nochmals, dass ich das toll finde. Leicht gereizt will der Jüngere nun wissen, was ich damit meine. Darauf ich: »Ich finde es toll, dass zwei Männer so viel Energie aufwenden, um einander zu sagen, dass sie aufeinander angewiesen sind.« Sie schweigen darauf fast so lange, wie sie sich vorher angeschrien haben. Schließlich sagt der Ältere zum Jüngeren: »Wann habe ich dir zum letzten Mal gesagt, dass ich deine Arbeit schätze?« Und der andere nach einer Pause: »Anerkennung, das wäre das Stichwort. Das ist auch nicht meine Stärke.«

Na ja, ohne dein wunderbares Reframing über das »toll« und seine Einführung wäre das wohl anders gelaufen, das war ja richtig bühnenreif. Du hast die Eskalation unterbrochen und dann ist etwas Neues entstanden, ein Anker über toll und das Tollhaus. Für eine solche Einzelsequenz könnten wir uns wahrscheinlich schnell einigen, dass systemische Therapie und Mediation nur wenig Unterschiedliches aufweisen – aber eben doch, was den Rahmen betrifft.

Für den eben geschilderten Prozess habe ich ein musikalisches Bild: die Vertauschung innerhalb einer Tonart. Schubert zum Beispiel konnte von einer Tonart nur durch einen Ton vermittelt in eine andere wechseln. Das Vorher und Nachher hört sich aber in der Stimmung und Wirkung ganz anders an. Es ist die Haltung des Mediators, die »andere Töne anschlagen kann«.

Zum Abschluss möchte ich wieder auf die Beziehungen zurückkommen, eigentlich das Lebensthema von uns Menschen, von dem wir ausgegangen sind. Wenn du dein unglaublich reiches Leben anschaust: Welche anderen Menschen als die schon erwähnten sind für dich noch ganz besonders wichtig gewesen?

(Pause) Ja, die wohl wichtigsten habe ich schon genannt. (Pause) Von meiner Familie habe ich schon einiges gesagt. Von meiner Frau nur wenig. Sie war und ist für mich aber immer wieder entscheidend und mitentscheidend. Immer dort, wo es an Schnittstellen um beruflich weittragende Entschlüsse ging, war sie intuitiv sicherer als ich. Sie hatte ein untrügliches Gespür dafür, was zu mir passt und was nicht. Als mir erst informell die Stelle des Gründungsrektors eines Gymnasiums in meinem Tal angetragen wurde, war sie sofort überzeugt, das sei nicht mein Weg, abgesehen davon, dass sie selber Mühe gehabt hätte, mir dorthin zu folgen. Dafür bin ich ihr bis heute dankbar. Hingegen gehörte sie zu den paar Mutigen, welche

die Gründung des Züricher Instituts ins Blaue hinein befürwortete, auch wenn wir für unsere Familie keine langfristige Garantie damit verbinden konnten. Ich verließ eine unbefriedigende, aber immerhin finanziell noch ausreichende Stelle. Neu, das heißt mit nichts, anzufangen, war ein Traum ohne voraussehbaren Inhalt in einem Bereich, der erst ganz und gar erschlossen werden musste. Ich ging das Wagnis ein. Wieder ein Glücksfall zur gegebenen Zeit.

Es gäbe noch viele Begegnungen, die bedeutsam waren und zur rechten Zeit, dem Kairos, stattfanden. Ich kann jetzt nicht aus dem Stegreif eine Auswahl treffen. Ich müsste dann auch solche nennen, die es mit mir schwierig hatten und umgekehrt. Im pfadlosen Gelände musste ich vieles machen, das ich nicht gelernt hatte. Ich machte, was ich konnte, aber konnte nicht alles, was ich machte. Allein war ich dabei nie.

Du bist ein sehr beglückter Mensch, der mit vielem begabt wurde – Heimat, Intelligenz, Kreativität, Schaffenskraft, Liebe und Freundschaft. Und du hast es genutzt.

Jaja, ich habe vieles mitbekommen. Ich habe auch wenig kämpfen müssen, es flog mir einfach vieles zu – wie einem Glückskind.

Du bist jetzt 78 Jahre alt und hast drei, fast vier Generationen von Kolleginnen und Kollegen in der Mediation und Therapie erlebt – als Ausbilder, Theoretiker, therapeutischer Kollege, Professor, Herausgeber, Autor und Co-Herausgeber der Familiendynamik. Was würdest du der Generation, die heute am Drücker ist, aus deiner Erfahrung mitgeben?

Da fällt mir der schöne Buchtitel von Rosmarie Welter-Enderlin und Bruno Hildebrand ein: »Systemische Therapie als Begegnung«²⁷. Das heißt verallgemeinert: Alles Menschsein ist Begegnung. Wie gestalten wir sie im Alltag des täglichen Lebens und des Berufs, als Bürger Fremden gegenüber und so weiter? Was kann ich dazu jeweils beitragen, dass sie zugewandte und aufbauende Begegnungen werden? Begegnungen aller Art sind unvermeidlich und mitmenschlich, auch wenn sie frustrierend, feindselig, konkurrierend sind. Wir kommen um Menschen nicht herum. Sie sind immer Mit-mir-Menschen. Wie ich ihnen begegne, hängt von ihnen, und wie sie mir begegnen, hängt wieder von mir ab. Auch das alltägliche Zusammenleben ist systemisch-zirkulär.

Lieber Sepp, vielen Dank für diese kleine Zeitreise und die dabei entstandene Begegnung.

27 Hildebrand, B., Welter-Enderlin, R. (1996). Systemische Therapie als Begegnung. Stuttgart: Klett-Cotta.